

Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben ✓

In memoriam der zehn Mitglieder des Seminars für Alte Geschichte und Epigraphik, die am 23. September 1961 bei einem Flugzeugabsturz in der Nähe von Ankara ihr Leben verloren¹

Wenn ein Mensch durch einen Unfall vorzeitig aus dem Leben scheidet, ist das traurig genug. Wie soll man es nennen, wenn eine institutionell verbundene Forschergruppe auf diese Weise ausgelöscht wird? Denn die am 23. September 1961 in der Nähe von Ankara abgestürzten zehn Heidelberger Althistoriker ließen nur die Akademische Rätin, Frau Dr. Ursula Weidemann, und dies auch nur durch Zufall, im Seminar zurück. Sie und drei Examenkandidaten waren alles, was damals – wie das Heidelberger Tageblatt am 25. September 1961 meldete – von der Seminarmannschaft übrig blieb.

Ebenfalls im „Heidelberger Tageblatt“ erschien am 12. Oktober 1961 ein Nachruf auf Hans Schaefer von Walter Schmitthener, einem seiner erfolgreichen Schüler (damals Professor in Saarbrücken, später Ordinarius in Freiburg). Schmitthener stellt fest: „Das griechische Wort ‚historia‘ bedeutet ursprünglich ‚Erkundung durch eigene Inaugenscheinnahme‘. Wenn Hans Schaefer und seine Exkursionsgefährten am 23. September 1961 einen so furchtbaren und plötzlichen Tod fanden, mitten in dem Bestreben, den Raum der griechischen Kolonisation an der Süd- und Westküste der anatolischen Halbinsel persönlich zu erkunden, so sind sie wahrhaft als Historiker gestorben.“ Man kann vielleicht noch weiter gehen: Die Tatsache, daß nahezu das gesamte Seminar sich auf eine gemeinsame Studienreise begab, die sechs Wochen dauern sollte, zeigt doch wohl, wie sehr man sich als eine durch Ziele, Respekt und Freundschaft verbundene Forschungsgemeinschaft empfand.

Eine erste solche Reise, die bemerkenswerterweise vom Bundesinnenministerium gefördert wurde und nach Nord- und Westkleinasien führte, hatte es bereits im Frühjahr 1959 gegeben. Als die Gruppe das zweite Mal am 8. September 1961 in den östlichen Mittelmeerraum aufbrach, führte sie der Weg über Athen nach Zypern. Von dort wollte sie, wie es heißt, nach Antalya, um schließlich am 18. Oktober wiederum über Athen in die Heimat zurückzukehren. Es hätte ja nun nahegelegen, von Zypern nach Antalya mit dem Schiff zu reisen anstatt mit dem Flugzeug über den Umweg Ankara; und tatsächlich war genau dies geplant. Warum es sich nicht verwirklichen ließ, entzieht sich meiner Kenntnis, wie es ja überhaupt müßig (wenn auch unvermeidbar) erscheint, über das blinde Walten des Schicksals zu spekulieren.

Die beiden Studienreisen galten der Erforschung der griechischen Kolonisation, des griechischen Einflusses in Kleinasien und – angesichts der Teilnahme ausgewiesener Rom-Historiker wie Moreau, Teutsch und Friedenthal nicht verwunderlich – der dortigen römischen Provinzialherrschaft. In einem Rechenschaftsbericht an das Bundesinnenministerium wiesen die Heidelberger Wissenschaftler nach ihrer ersten Reise

auf ihr Interesse an der Geschichte der sog. ionischen Wanderung und der Entstehung der griechischen Stämme hin. Dies mag heute befremden, da der überwiegende Teil der Forscher die frühgriechischen sogenannten Wanderungen für ein späteres Konstrukt hält. Umso bemerkenswerter erscheint die in dem Rechenschaftsbericht formulierte Erkenntnis, „daß die Ionier ursprünglich kein Stamm waren, sondern daß das Wort eine allgemeine Bezeichnung der die Inseln und Kleinasien kolonisierenden Griechen darstellte“. Die Reise führte aber auch zu einem handgreiflichen Ertrag in Gestalt von Abklatschen von Inschriften, die teilweise noch nicht publiziert oder sogar noch nicht einmal entdeckt waren.

Als ich nach meiner Berufung 2007 zum ersten Mal das Heidelberger Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik betrat und die sich im Flur befindliche Porträtgalerie der Verunglückten betrachtete, fühlte ich mich ergriffen. Zwar hatte ich natürlich schon vorher von dem Unglück gehört; in die überwiegend jungen, zum Teil sehr jungen Gesichter zu schauen – selbst Hans Schaefer, der mit Abstand Älteste, war erst 55 Jahre alt –, sich die vielversprechend begonnenen, jäh abgebrochenen Lebens- und Denkwege vorzustellen und sich in ihrer Nachfolge zu wissen, ließ mich und sicherlich auch manch anderen an unserem Seminar in den Jahren, die seit dem Unglück vergangen sind, einen existentiellen Ernst spüren, der sonst im Rahmen unserer Berufstätigkeit nur selten aufscheint. Da wir alle regelmäßig Exkursionen in Mittelmeerländer, gerade auch in die Türkei, unternehmen, bedarf es keines großen Einfühlungsvermögens, um sich das Ausmaß einer solchen Katastrophe zu vergegenwärtigen.

Der damalige Rektor unserer Universität Fritz Ernst evozierte bei der Abschiedsfeier im Innenhof der Universität andere Formen des Massensterbens: Die Universität Heidelberg habe, so sagte er, den Krieg wohl ohne äußere Wunden und Narben überstanden – nun habe sie ein Schlag getroffen, wie er außer in Zeiten der Pestilenz und des Krieges keiner anderen Hochschule widerfahren sei: „Auch wir sind nun gezeichnet.“ Es liegt in der Natur der Sache (und zählt ja insgesamt auch zu ihren menschenfreundlichen Aspekten), daß solche Zeichen mit der Zeit verblassen. Der Schmerz läßt nach, aber die Erinnerung soll bleiben. Daher möchten wir, die Seminarmitglieder von heute, unsere Verbundenheit mit den verunglückten Seminarmitgliedern von 1961 zum Ausdruck bringen, indem wir sie kurz einzeln vorstellen. Das kann und soll nur einleitendes Stückwerk sein, bevor Professor Christian Meier aus eigenem Erleben über „Hans Schaefer und sein Seminar“ spricht. Da Herr Meier seinen Lehrer Hans Schaefer und seinen Freund Peter Sattler eingehend würdigen wird, sparen wir diese beiden Unglücksopfer in unserer Präsentation aus.

Gleichwohl möchte ich Hans Schaefer wenigstens in seiner Bedeutung für die Geschichte unseres Seminars ganz kurz würdigen. Diese Bedeutung kann nämlich gar nicht überschätzt werden. Kraft seiner integren Persönlichkeit hat es Hans Schaefer geschafft, die durch Nationalsozialismus und Krieg beschädigten internationalen Beziehungen unseres Seminars wiederaufzubauen. Außerdem gelang es ihm, das Seminar für Alte Geschichte um einen zweiten Lehrstuhl für Römische Geschichte zu bereichern. Überdies verdankt die Papyrussammlung seinem organisatorischen Wirken ihre Entstehung als Einrichtung der Hochschule, und schließlich verwandte er eine außergewöhnliche Energie auf den Auf- und Ausbau der Seminarbibli-

othek. Wenn unser Seminar zu den am vielfältigsten ausgestatteten Arbeitsstätten für Alte Geschichte in der Bundesrepublik gehört und zahlreiche Forscher aus dem In- und Ausland anzieht, dann verdanken wir das auch heute noch maßgeblich der Aufbauarbeit von Hans Schaefer.

Ich möchte mich nun den vier jüngsten Unglücksopfern zuwenden: Sie waren alle Schüler von Hans Schaefer, und sie promovierten alle über Schaefer-Themen. Dies ist deswegen bemerkenswert, weil verschiedene Nachrufe die Freiheit betonen, in der Schaefer seine Schüler wissenschaftlich gewähren ließ – mit der Folge, daß diese (Walter Schmitthenner, Dietmar Kienast, Hans Buchheim, Christian Meier und Ursula Vogel-Weidemann) zunächst römische Themen behandelten, die Schaefers Arbeitsgebieten ferner lagen. Mit dem Flugzeugabsturz ist also eine jüngere Schülergeneration ausgelöscht worden, die Schaefer auch thematisch folgte.

Siegfried Ries, der jüngste, stammte aus Mannheim und wurde 22 Jahre alt. Er begann 1957 in Heidelberg Jura zu studieren, brach dies aber bereits im folgenden Jahr ab, um sich für zwei Semester in Berlin, dann wieder in Heidelberg der Geschichte und klassischen Philologie zuzuwenden. Seit 1959 war er als Hilfskraft dem Seminar für Alte Geschichte verbunden. Eine Arbeit über verfassungsgeschichtliche Fragen während des peloponnesischen Krieges befand sich zum Zeitpunkt des Unglücks in den Anfängen.



Abb. 1:
Siegfried Ries (1938–1961)



Abb. 2:
Roland Maier (1936–1961)

Roland Maier starb mit 24 Jahren; er wurde in Nußloch bei Heidelberg als jüngster Sohn eines Müllermeisters geboren; zwei der drei älteren Brüder fielen im Zweiten Weltkrieg. Nach dem Abitur am Heidelberger Kurfürst-Friedrich-Gymnasium studierte er, mit einer einjährigen Unterbrechung in Freiburg, Geschichte und klassische Philologie an unserer Universität. Seit 1959 verwaltete er als wissenschaftliche Hilfskraft gewissenhaft und sachkundig, wie es heißt, die Münzsammlung des Seminars. Eine aus selbständigen Untersuchungen hervorgegangene, von Hans Schaefer mit lebhafter Teilnahme geförderte Arbeit über „Die Demokratie in Argos im VI. und V. Jahrhundert“ stand kurz vor dem Abschluß. Es ist vielleicht kein Zufall, daß das Thema wenige Jahre später von Michael Wörrle, einem Doktoranden von Schaefers Lehrer Helmut Berve in Erlangen, aufgegriffen wurde.



Abb. 3:
Gerhard Müller (1936–1961)

Gerhard Müller stammte aus Heidelberg und wurde 25 Jahre alt. Nach dem Abitur studierte er wie Ries (und übrigens auch Hans Schaefer!) erst einmal Jura in Berlin, dann in Heidelberg, bevor er mit den Fächern Geschichte, Latein und Politische Wissenschaft zur Philosophischen Fakultät übertrat. Seine Interessen galten gleichermaßen der alten wie der neueren und neuesten Geschichte, wie auch das dann doch der alten Geschichte zugehörige Thema andeutet, dessen Erforschung er begonnen hatte, nämlich das Problem des griechischen Widerstands gegen die römische Herrschaft. Wiederum ist interessant, daß dieses Thema ca. zehn Jahre später von Jürgen Deininger aufgegriffen wurde, der sich damit als Schüler des Schaefer-Schülers Walter Schmitthenner in Freiburg habilitierte. So zeigt schon die Themenwahl von Ries, Maier und Müller, welch fachlich vielversprechender Weg hier abgeschnitten wurde.

Hans Hermann Rohrbach starb mit 26 Jahren. Er wurde in Leipzig als Sohn eines niedergelassenen Arztes geboren und kam nach dem Krieg nach Heidelberg, wo er am KFG 1953 sein Abitur ablegte. Wie Ries, Maier und Müller studierte er Geschichte und klassische Philologie in Heidelberg, nicht ohne jedoch seinen Horizont durch ein jeweils einjähriges Zwischenspiel in Göttingen und Oxford zu erweitern. 1960 reichte Rohrbach seine Dissertation ein und wurde nach dem im Frühjahr 1961 abgelegten Staatsexamen zum wissenschaftlichen Assistenten ernannt. Rohrbachs Dissertation liegt in einer maschinenschriftlichen Fassung vor; sie trägt den Titel „Kolonie und Orakel. Untersuchungen zur sakralen Begründung der griechischen Kolonisation“. Rohrbach wagte sich damit auf das Feld der unmittelbaren Interessen Schaefers vor, den er gleichwohl selten und dann durchaus auch kritisch zitiert. Man möchte glauben, daß die Arbeit gerade wegen ihrer Eigenständigkeit die volle Anerkennung Schaefers fand. Jedenfalls ist sie nach wie vor lesenswert. Auf der Basis sorgfältiger philologischer Analysen relativiert Rohrbach übersteigerte Vorstellungen von der Bedeutung Delphis für die griechische Kolonisation in archaischer Zeit, etwa die Idee, daß die delphische Priesterschaft als eine Art „master mind“ hinter der Kolonisationsbewegung gestanden habe. Vielmehr sei ein Orakel Delphis als Antwort auf eine konkrete Situation zu beziehen, die als religiöses Problem verstanden wird, anders formuliert: Das Orakel gibt im Einzelfall praktischen Rat, läßt aber keine darüber hinausgehende, übergeordnete Politik erkennen – eine Ansicht, die m.E. nicht nur für Kolonisationsfragen zutrifft, sondern auch im Hinblick auf das Problem der Tyrannis oder der Konflikte mit fremden Mächten oder zwi-



Abb. 4:
Hans Hermann Rohrbach
(1935–1961)

schen griechischen Poleis. In jedem Fall führt die Fahndung nach einer konsistenten delphischen Politik in die Irre, und dies hätte Rohrbach noch besser begründen können, wenn er sich über die Bedingungen der mantischen Kommunikation Gedanken gemacht hätte. Ein solcher Ansatz wäre freilich 1960 ungewöhnlich und unerwartbar gewesen, und davon abgesehen ist Rohrbachs Ertrag anschaulich genug, wenn er die Orakel zwischen der genauen Festsetzung des Plans der Siedler und der endgültigen Gründung situiert. Dass die Orakelsprüche in der Regel gleichwohl die Initiative für die Gründung beanspruchen, betrachtet Rohrbach nicht als Fiktion, sondern als religiöse *façon de parler*: Der Gott beteiligt sich an der Gründung und übernimmt ihren Schutz; zudem legitimiert der Gott auf diese Weise die zum Teil ja gewaltsame Ansiedlung auf fremdem Boden. Rohrbach schließt mit dem Satz: „In seiner Beziehung zur Kolonisation stellt sich das Heiligtum von Delphi dar, nicht als eine einsame, das Griechentum überragende Stätte hoher sittlicher Prinzipien, sondern als eine an seiner Entwicklung teilnehmende Instanz des Sakralen. Delphi wird damit als Faktor griechischer Geschichte erst recht verständlich.“ Im Nachruf unserer Universität auf Hans Hermann Rohrbach heißt es, daß seine Arbeit „durch die auf der Exkursion gewonnene Anschauung für die Drucklegung noch eine Vertiefung erfahren“ sollte. Was wäre das für ein Buch geworden, wenn Rohrbach auch noch archäologische Forschungen berücksichtigt hätte? In jedem Fall ist es ein großer Verlust, daß diese kluge, sorgfältige und im besten Sinne nüchterne Dissertation nie im Druck erschienen ist.

Kai Trampedach

Im Jahre 1960, kurze Zeit nach der Fertigstellung der Doktorarbeit, nahm **Christoph Meinhard Bulst** eine Stelle als wissenschaftlicher Assistent in Kiel an. Solch eine akademische Position bedeutete damals einen entscheidenden Schritt in Richtung einer wissenschaftlichen Laufbahn. In meinen Heidelberger Jahren habe ich mich oft gefragt, wie die Karriere dieses jungen Mannes, dessen Foto wenige Zentimeter von meinem Arbeitszimmer entfernt hängt, hätte aussehen können, wäre er am 23. September nicht in diesem Flugzeug gewesen. Hätte er sich drei Jahre nach seiner Dissertation, so wie es die ungeschriebenen Gesetze der deutschen Altertumswissenschaft verlangen mit einem Thema aus dem Bereich der griechischen Geschichte, habilitiert, sodass er mit Anfang



Abb. 5:
Dr. Christoph Bulst
(1934–1961)

Dreißig einer der jüngsten berufenen Professoren der Alten Geschichte in der Bundesrepublik geworden wäre? Alles, was ich an diesem Tag der Erinnerung an die tragisch verunglückten Kollegen sagen kann, ist, dass alle strukturellen Voraussetzungen gegeben waren, um dieses Szenario Realität werden zu lassen: die Unterstützung der Familie, eine exzellente Ausbildung, eine solide Dissertation und die nötige Vernetzung. Christoph Meinhard Bulst wurde am 12. Juni 1934 in Göttingen geboren und wuchs in Göttingen, Berlin, Altwuhrow/Hinterpommern und Heidelberg auf. Sein Interesse an Geschichte wurde schon frühzeitig im Kreise der Familie angeregt. Der Vater

Prof. Dr. Walther Bulst war ein angesehener Philologe, dem das Seminar für Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit der Universität Heidelberg seine Gründung verdankt. Die Einführung in die Sprache Vergils und in die Antike verdankt Bulst allerdings seiner Mutter, Dr. Marie-Luise Bulst, geb. Thiele, einer prominenten Mediävistin, die während der Wirren des Krieges, als der Besuch der Schule nicht immer möglich war, ihrem Sohn Privatunterricht in Latein erteilte. 1953 legte Christoph Bulst sein Abitur am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg ab und nahm zum Sommersemester desselben Jahres das Studium an der Universität Heidelberg auf.

Er gehörte allerdings nicht zu den jungen Leuten, die schon mit 19 wissen, dass sie eines Tages eine Professur in Alter Geschichte inne haben werden. In seinem Lebenslauf, den er am 13. Februar 1953 dem Personalbogen zur Studienbewerbung beifügte, vermerkte Bulst: „Ich interessiere mich hauptsächlich für neuere Amerikanische Geschichte und die Englische Sprache“. Entsprechend war dann auch die Auswahl seiner Studienfächer: Geschichte als Haupt-, Latein und Englisch als Nebenfach. Das Feld Berufsziel der Immatrikulationsbögen lässt er mal offen, mal schreibt er „unbekannt“. Fünf Jahre später hatte sich jedoch eine ganz andere akademische persona herauskristallisiert. Sein Interesse galt jetzt, neben der Alten Geschichte, der lateinischen und alt-griechischen Sprache sowie der Archäologie. Als Berufsziel gibt Bulst voller Selbstbewusstsein „wissenschaftliche Tätigkeit“ an. Diese intellektuelle Metamorphose hat hauptsächlich Hans Schaefer bewirkt, der frühzeitig sein Talent erkannte und ihn entsprechend förderte, indem er die Aufnahme in die Studienstiftung und das Studium in Oxford ermöglichte. Neben seinem Heidelberger maître wurde die formative Zeit des jungen Wissenschaftlers Christoph Bulst von anderen zwei grand seigneurs der Altertumswissenschaften geprägt. Der eine war Alfred Heuss in Göttingen, wo Christoph Bulst für drei Semester immatrikuliert war, und der andere Sir Ronald Syme in Oxford, wo er sich von 1957 bis 1958 aufhielt. Seine intellektuelle Neugierde transzendierte jedoch bei weitem die Grenzen der Altertumswissenschaften. So besuchte er zahlreiche Vorlesungen und Seminare bei einigen der größten Denker des 20. Jahrhunderts: bei dem Philosophen Hans-Georg Gadamer, dem Kunsthistoriker Edgar Wind, einem der ersten und wichtigsten Schüler von Erwin Panofsky, und dem Neutestamentler Karl Georg Kuhn.

Sein enormer Wissensdurst hinderte ihn allerdings nicht daran, die Dissertation bereits in seinem 25. Lebensjahr abzuschließen. In seiner Doktorarbeit „Tacitus und die Provinzen. Ein Beitrag zur römischen Provinzialpolitik am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts“ versucht Bulst, in fast post-strukturalistischer Manier, das Römische Reich ausgehend von seinen Dysfunktionalitäten zu beschreiben. Seine Fragestellungen drehen sich einerseits um die Motive des Widerstandes und die Ziele, welche die Aufständischen im Kampf gegen Rom durchzusetzen versuchten, und andererseits um die Reaktion des imperialen Roms auf diese oppositionellen Bewegungen im westlichen Teil des Imperium Romanum. Christoph Bulst gibt eine sehr differenzierte Antwort. Die einzige Gemeinsamkeit, die diese Aufstände haben, ist eine latente Unzufriedenheit der unteren Schichten mit der römischen Herrschaft. Die treibende Kraft des Widerstandes sieht er in der einheimischen Elite, die allerdings von unterschiedlichen Motivationen getrieben wird: von der Angst um den Machtverlust

der Icenii in Britannia und dem versuchten Umsturz des Tyrannen Nero durch Vindex in Gallien bis zur persönlichen Kränkung von Civilis in den germanischen Gebieten. Entsprechend erfolgte die römische Reaktion nicht nach dem gleichen Muster, sondern sie fiel je nach Kontext anders aus. Die Auswahl des Themas und die Akzentsetzung innerhalb der Arbeit zeigen Verflechtungsspuren mit der Zeit von Bulst auf. Dies wird sichtbar zum einen an der Frage nach dem Umgang einer Macht mit den Eroberten und zum anderen an einer gewissen Sensibilität, die fast die Post-Colonial Studies vorwegnimmt, für das Schicksal von Flüchtlingen. Bulst selbst musste mit seiner Mutter aus Hinterpommern flüchten und bezeichnete sich als „Ostflüchtling“. Was wichtig ist und was bleibt, ist die überzeugende Darstellung auch durch Christoph Bulst, dass die Aufstände keinen „nationalen“ Charakter hatten. Durch diese differenzierte Analyse war er einem Teil der Forschung seiner Zeit voraus.

Christoph Meinhard Bulst war ein intelligenter und überaus neugieriger junger Mann, der eine exzellente Ausbildung bei den besten Köpfen seiner Zeit genoss, und der 1961 vor einer, wie Walter Schmitthenner es vortrefflich bemerkt hat, hoffnungsvollen Laufbahn stand. Insofern war sein viel zu frühzeitiger Tod nicht nur ein schwerer Verlust für seine Familie und Freunde, sondern auch für die Gemeinschaft der Altertumswissenschaftler.

Lorand Dészpa

Martin Friedenthal wurde am 29. Januar 1926 als Sohn des Kaufmanns Wilhelm Friedenthal und der Studienrätin Fritze Friedenthal in Breslau geboren. Er besuchte in Breslau auch das Humanistische Gymnasium, allerdings nur bis zur 7. Klasse – danach wurde er als Halbjude im Zuge der antisemitischen Rassenhetze vorzeitig aus der Schule gedrängt. Friedenthal begann eine Lehre als Brauer und Mälzer, wurde aber schon bald in ein Zwangsarbeitslager in Schlesien eingewiesen. Diese deprimierenden Ereignisse zwischen Schule und Kriegsende bzw. Flucht werden von Friedenthal selbst in seinem Lebenslauf am Ende seiner Dissertation mit keinem Wort erwähnt, und so wird auch niemals ein Wort des Vorwurfs oder der Klage laut. Mehr noch – es gelingt ihm, seinen persönlichen Weg derart von diesen Ereignissen zu abstrahieren, dass er noch 1950 parallel zum Studium und mit dem – dem späteren Materialwissenschaftler eigenen – Hang zur Vollständigkeit die im Krieg angefangene Brauer-Lehre sogar mit der Gesellenprüfung abschloss.



Abb. 6:
Martin Friedenthal
(1926–1961)

Die Hochschulreife legte Friedenthal dann erst nach dem Krieg 1946 ab, und zwar im Rahmen der sogenannten Vorsemerkurse, die an der Universität Heidelberg unmittelbar nach Kriegsende für eben solche Fälle eingeführt wurden. In Heidelberg studierte er dann zunächst Geschichte, Latein und Griechisch, dann auch Archäologie, und wohl speziell für die Archäologie ging er 1949 vorübergehend für ein Semester nach Tübingen, vor allem zu Kurt Bittel. 1954 legte er schließlich die Staatsprüfung für

Geschichte, Latein und Griechisch ab. Nach diesem Studium begann er turnusgemäß seinen Vorbereitungsdienst – also das Referendariat – am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg, dessen Abschlussprüfung er zwei Jahre später bestand. Aber schon parallel dazu arbeitete er immer wieder als Archäologe, etwa im Rahmen eines Projektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Kempten, dem römischen Cambodunum, oder sogar in der Photoabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Und angesichts des Abschlussdatums seiner Dissertation schon 1957 ist davon auszugehen, dass sein Lehrmeister Hans Schaefer ihn auch schon früh zu einer althistorischen Doktorarbeit anregte und die Arbeiten hierzu wohl spätestens unmittelbar nach der Assessor-Prüfung begannen.

Diese Doktorarbeit trägt den Titel „Seian – Eine Studie zur Regierung des Tiberius“. Sie liefert durch eine biographische, sich eng an den Quellen orientierende Untersuchung des Praetorianerpraefecten L. Aelius Seianus, einer der zentralen Figuren um den Kaiser, einen Beitrag zum Verständnis des Herrschaftssystems des Tiberius. Der wissenschaftliche Einfluss dieser Arbeit litt leider darunter, dass sie aufgrund der späteren beruflichen Verpflichtungen Friedenthals nie regelgerecht publiziert und verbreitet worden ist. Außerdem erschien 1975 der bis heute als Standardwerk geltende *Vestigia*-Band „L. Aelius Seianus – Untersuchungen zur Regierung des Tiberius“ von Dieter Hennig. Wie schon der Titel sind auch Ziel und Herangehensweise bei Hennig, der Friedenthal vielfach zitiert, ganz ähnlich. In den Schlussfolgerungen, und zwar ebenso in Bezug auf Seian wie auf Tiberius, unterscheiden sie sich aber durchaus. Ohne an dieser Stelle in eine wissenschaftliche Diskussion eintreten zu wollen, denke ich, dass jeder, der sich mit dem nach wie vor kontrovers diskutierten Kaisertum des Tiberius beschäftigt, nicht schlecht beraten ist, auch die akribische Arbeit von Friedenthal zu studieren. Und diese ist durchaus, auch wenn sie nicht über einen Verlag publiziert worden ist, in vielen guten Bibliotheken in Deutschland greifbar, nicht nur in Heidelberg, sondern u.a. auch in München, Bamberg, Frankfurt, Leipzig oder Kiel.

Martin Friedenthal ging nach der Promotion nicht an die Schule zurück, sondern wechselte endgültig in die provinzialrömische Archäologie. Nur 12 Tage nach dem Promotionsdatum trat er am 1. August 1957 eine Stelle als wissenschaftlicher Referent am bekannten Rheinischen Landesmuseum in Bonn an. Hier war er vom ersten Tag an eingespannt in die dokumentations- und reiseintensive Tätigkeit eines Landesarchäologen, wie seine zahllosen Kurzbeiträge in den Jahresberichten der Bonner Jahrbücher 1959 und 1960 zeigen, etwa zu den Funden in Kessenich, Duisdorf, Friesheim, Gladbach, Holzheim, Lengsdorf, Mönchengladbach, Neukirchen, Niederberg, Xanten, Zülpich, um wirklich nur einige wenige zu nennen. Darüber hinaus veröffentlichte er in den Bonner Jahrbüchern 1959 einen kurzen Aufsatz zur Gleichsetzung der heutigen Ortschaft Drüpt mit dem römischen Trepitia; seine letzte Tätigkeit war die Vertretung der Grabungsleitung in Neuss.

Seine enge Verbindung mit Heidelberg und hier besonders zu seinem Lehrer Hans Schaefer hat Martin Friedenthal nie gelockert. Fast jedes Wochenende war er am Neckar, und man spricht von ausgesprochen fröhlichen Zusammenkünften. Diese andauernde Verbindung dokumentiert sich auch an seiner Teilnahme an der Heidel-

berger Exkursion von 1961, auf der er schließlich im Alter von 35 Jahren zusammen mit Freunden und seinem Lehrer aus dem Leben gerissen wurde.

Norbert Kramer

Leo Teutsch wurde am 11. November 1929 in Berlin geboren und wuchs in Berlin, Karlsruhe und Freiburg auf. Sein Vater August Teutsch war ein auch wissenschaftlich tätiger hoher Richter, der seine Karriere als Senatspräsident am Bundessozialgericht beendete (s. Nachruf in der Juristenzeitung 1960); eine ähnliche Position hatte er auch schon in dessen Vorgängerinstitution, dem Reichsversicherungsamt, innegehabt, aus der ihn die Nazis gleich nach der Machtübernahme in einen erzwungenen Ruhestand versetzten. 1945 traute man seiner Integrität eine tragende Rolle beim Wiederaufbau der badischen Justiz zu, während Leo Teutschs Mutter, eine promovierte Studienrätin, dem ersten badischen Landtag als Abgeordnete der Liberalen angehörte. 1948 legte Leo Teutsch,



Abb. 7:
Dr. Leo Teutsch (1929–1961)

nachdem er 1944/45, offenbar im Zuge politischer Verfolgung des Vaters, eine Schriftsetzerlehre absolviert hatte, am humanistischen Berthold-Gymnasium in Freiburg das Abitur ab. Zum Wintersemester 1948/49 nahm er an der dortigen Universität das Studium der Geschichte und der Klassischen Philologie auf; 1953 wechselte er für zwei Semester an die FU Berlin. Ab 1954 arbeitete Teutsch an seiner Doktorarbeit in Freiburg bei Herbert Nesselhauf, die im Sommer 1957 angenommen wurde und 1962 unter dem Titel „Das Städtewesen in Nordafrika in der Zeit von C. Gracchus bis zum Tode des Kaisers Augustus“ bei De Gruyter erschien. Ein Kapitel daraus, eine Widerlegung der Forschungsthese von der Existenz sogenannter „Doppelgemeinden“ – Siedlungen, deren Einwohner auf zwei Rechtskörper, eine römische und eine peregrine Stadt unter verschiedenen Stadtstatuten verteilt gewesen sein sollen –, war bereits 1961 in RIDA, der „Revue Internationale des Droits de l'Antiquité“ der Universität Lüttich, erschienen.

Teutsch hat in die Arbeit über Nordafrika nach eigener Aussage zehn Jahre seines Lebens investiert; er bereiste in den 1950er Jahren Algerien und Tunesien und hat die schon damals enorme Literatur in bewunderungswürdiger, von allen Rezensenten gerühmter Gründlichkeit umfassend aufgearbeitet. Friedrich Vittinghoff, ein strenger Kritiker und genauer Kenner des Materials, sprach in seiner Rezension für den Gnomon 1968 von einem „erstaunlich gelehrten und reifen Erstlingswerk“; ähnlich äußerten sich andere Rezensenten. In methodischer Hinsicht steht die Arbeit über Nordafrika auf den Grundlagen, die Teutsch durch seinen Doktorvater Nesselhauf vermittelt wurden, der, selbst Epigraphiker mit starkem Interesse an der Verwaltungs- und Institutionengeschichte, nach Teutschens eigener Aussage das Thema der Arbeit angeregt hatte. Auch der große Epigraphiker Hans-Georg Pflaum, den Teutsch bei Studienaufenthalt in Paris kennenlernte, scheint starken Einfluß ausgeübt zu haben. Die Arbeit basiert auf einer genauen Rekonstruktion der Entstehungszeit, der Rechtsstellung und der Motive für die Gründung für alle nordafrikanischen Stadtgemeinden, die

dem Werk in der Kritik allgemein die Begrüßung als ein grundlegendes Handbuch über die Anfänge der Munizipalisierung Nordafrikas einbrachte. Teutsch blieb aber bei dem handbuchartigen Überblick nicht stehen, sondern verband ihn mit dem Anspruch, den Prozess der Urbanisierung Nordafrikas historisch zu deuten und auch in einer historischen Erzählung darzustellen. Sein Ausgangspunkt dabei war die Ablehnung der Idee einer kulturpolitisch motivierten Romanisierungspolitik durch Rom (S. IX), ein bekanntlich bis heute intensiv debattiertes Gebiet; ihm ging es dagegen darum zu zeigen, dass die Urbanisierung Nordafrikas als Folge innenpolitischer und bisweilen sicherheitspolitischer Interessen Roms bzw. einzelner römischer Akteure der späten Republik zu sehen seien. So stellte er konsequent Marius' oder Cäsars Interesse heraus, durch Gründungen oder Stadtrechtsverleihungen Gefolgschaften zu schaffen, die die Loyalität Africas im innenpolitischen Machtkampf sichern konnten; er betonte deren Absicht, Veteranen unter Umgehung des Senats jenseits römischen Hoheitsgebietes etwa in numidischen Städten ansiedeln zu können, oder arbeitete die geostrategische Bedeutung vieler Siedlungen heraus. Auch dort, wo später an Teutschens Rekonstruktionen und historischen Deutungen Kritik geübt wurde, geschah dies immer im Ton höchsten Respekts; Vittinghoff gestand ihm zu, „alle Fragen der Munizipalisierung Afrikas mit kühnem Griff und kombinatorischer Phantasie erneut in die Diskussion gebracht und manche nach unserem heutigen Wissen endgültig gelöst zu haben.“

Nach der Promotion trat Teutsch 1958 eine Stelle als Wissenschaftlicher Assistent an der Universität des Saarlandes bei Jacques Moreau an. In der Saarbrücker Zeit entstand ein 1959 in der internationalen bibliothekswissenschaftlichen Zeitschrift „Libri“ erscheinener Aufsatz über Cassiodors Vivarium-Projekt, der von der über Afrika hinausreichenden Breite seiner Interessen zeugt. Darin versuchte Teutsch aus den „Institutiones“ Cassiodors Entwurf der Klosterbibliothek von Vivarium und auf dieser Grundlage die weitergehenden Bildungsziele des Unternehmens zu rekonstruieren. 1960 folgte Teutsch Moreau nach Heidelberg, wo man ihm unter anderem die Vorbereitung der Forschungsreise übertrug, die vor 50 Jahren bei Ankara ihr Ende fand. Das Erscheinen seiner Dissertationsschrift, deren Überarbeitung zur Drucklegung er selbst offenbar noch kurz vor der Abreise zu der Exkursion abgeschlossen hat, hat Teutsch nicht mehr erlebt. Gerold Walser hat sie Anfang 1962, wenige Monate nach dem Unglück, herausgegeben – zur Erinnerung an einen, wie er in seinem Geleitwort schrieb, „bescheidenen, feinen und klugen Menschen“.

Sebastian Schmidt-Hofner

Jacques Moreau war gerade erst 43 Jahre alt geworden, als er bei dem Flugzeugabsturz vor Ankara ums Leben kam. Da ihn sein Lebensweg erst relativ spät auf eine dauerhafte Position im Wissenschaftsbetrieb geführt hat, sind alle seine wesentlichen Arbeiten innerhalb nur eines Jahrzehnts vor seinem Tod entstanden. Umso erstaunlicher ist es, was er – sowohl qualitativ als auch quantitativ – während dieser Zeit geleistet hat; und umso deutlicher tritt hervor, was von ihm noch erwartet hätte werden können, wenn ihm denn ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Er hätte dann sicherlich auch das Heidelberger Seminar viel stärker prägen können, als es ihm in seiner kurzen Amtszeit dort vergönnt war – war er doch erst 1960 einem Ruf an die Ruperta Carola

gefolgt. Dennoch lässt sich aufzeigen, dass er mit seiner Persönlichkeit und seinem wissenschaftlichen Oeuvre Wesentliches zur spezifischen Ausrichtung des erst kurz zuvor eingerichteten zweiten Lehrstuhles für Alte Geschichte an der Heidelberger Universität beigetragen hat, und dass sich von seinem Wirken ausgehend eine Kontinuitätslinie bis in die heutige Zeit nachzeichnen lässt.

Jacques Moreau wurde am 12. September 1918 im belgischen Lodelinsart bei Charlesroi als Sohn eines Lehrers geboren, und seine belgische Heimat im Grenzgebiet zwischen dem germanischen und dem romanischen Sprachraum hat ihn, den überzeugten Europäer, offenbar tief geprägt. Nach dem glänzenden Schulabschluss im Jahre 1935 nahm er sogleich ein breit angelegtes Studium der Klassischen Philologie und der Geschichte an der Université Libre von Brüssel auf, wo er vor allem von seinem Lehrer Henri Grégoire beeinflusst wurde. Den ersten Studienabschluss erwarb Moreau 1939; leider blieb seine Arbeit über die soziale Situation der Juden im hellenistischen und römischen Ägypten weitgehend ungedruckt. Moreau ist dann, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zunächst in den Schuldienst gewechselt, in dem er – unterbrochen durch zwei Dienstzeiten bei der belgischen Armee – bis 1950 an verschiedenen Einrichtungen tätig war. Gleichzeitig hat Moreau aber in diesen auch durch die äußeren Umstände schwierigen Jahren seine wissenschaftlichen Studien weiter vorangetrieben. Im Zentrum stand dabei die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Frühen Christentums und der Zeit der Verfolgungen, ein Thema, das Moreau auch später nicht mehr losgelassen hat. Einen neuen Abschnitt für seinen



Abb. 8:
Prof. Dr. Jacques Moreau
(1918–1961)

Lebensweg bedeutete für Moreau die Berufung an die im Aufbau begriffene Universität Saarbrücken, wo er ab 1950 zunächst als Gastprofessor, dann als außerordentlicher und – nach der Verleihung des Grades eines Docteur en philosophie et lettres, welcher der deutschen Habilitation entspricht – ab 1954 als ordentlicher Professor tätig war. Er hat sich sofort mit Begeisterung in das neue Betätigungsfeld gestürzt und zahlreiche Arbeiten zur Landeskunde des Saarlandes in keltischer und römischer Zeit vorgelegt, aber auch der Universität für längere Zeit als Dekan der Philosophischen Fakultät gedient. Im Frühjahr 1960 ist Moreau einem Ruf an die Universität Heidelberg, wo er schon zuvor als Gastprofessor gewirkt hatte, gefolgt. Seine Professur, die zunächst die Bezeichnung „Römische Geschichte und Hilfswissenschaften“ trug, ist bald darauf in einen (zweiten) Lehrstuhl für Alte Geschichte umgewandelt worden. Im September 1961 ist Moreau dann mit den anderen Mitgliedern des Seminars zu der Exkursion nach Kleinasien aufgebrochen, von der er nicht mehr lebend zurückkehren sollte. In seiner belgischen Heimat, auf dem Friedhof Etterbeek bei Brüssel, hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Aus dem weit ausgreifenden wissenschaftlichen Wirken von Jacques Moreau, das von der Beschäftigung mit der griechischen Klassik bis zur Wissenschaftsgeschichte

reichte, können hier nur wenige Ausschnitte vorgestellt werden. Ich möchte mich dabei auf die Felder konzentrieren, auf denen sich Moreaus Profil am klarsten abzeichnet und die – wie oben schon angesprochen – eine Linie erkennen lassen, welche die spätere Ausrichtung des Heidelberger Seminars in hohem Maße geprägt hat. Trotz der stupenden Breite seiner Interessensgebiete war Moreau in erster Linie ein römischer Historiker; und obwohl er sich auch tief in archäologische Fragestellungen eingearbeitet hat, hat er sich mit besonderer Energie dem gründlichen Studium der literarischen Quellen zugewandt, wobei ihm seine profunde philologische Ausbildung sehr zugute kam. Frucht dieser Arbeiten waren zunächst wichtige Texteditionen, so die 1961 in der Bibliotheca Teubneriana erschienene Ausgabe der Excerpta Valesiana, vor allem aber die 1954 in der Serie Sources Chrétiennes vorgelegte und mit einem umfangreichen Apparat versehene Edition der Schrift *De Mortibus Persecutorum*, die Moreau in seiner präzisen Einführung gegen frühere Zweifel in überzeugender Manier dem Lactantius zugewiesen hat. Besonders wichtig ist der zweite Band dieser Edition, der einen ausführlichen historischen Kommentar zu der Schrift enthält, welcher noch heute in weiten Teilen Gültigkeit beanspruchen kann. Gerade von den Werken des Laktanz ausgehend hat Moreau ein besonderes Interesse für die Epoche des ausgehenden 3. und frühen 4. Jahrhunderts, also für das tetrarchisch-konstantinische Zeitalter entwickelt, dem er zahlreiche Aufsätze gewidmet hat. Diese beschäftigen sich vorrangig mit Fragen der Quelleninterpretation; und hierbei sticht Moreaus Fähigkeit zu einem klaren und abgewogenen Urteil ins Auge, ohne in eine Hyperkritik zu verfallen. Auch weitere historische Fragestellungen haben ihn immer wieder angezogen, so die Christenverfolgungen, denen er eine eigene kleine Monographie gewidmet hat, oder die Religionspolitik Konstantins, welcher er sich mehrfach zugewandt hat. In dieser heute noch hoch aktuellen Frage bekundete er seine Skepsis gegenüber einer Interpretation des Konstantin als eines von tiefer religiöser Überzeugung getriebenen Menschen – er sah in ihm vielmehr den kraftvollen Politiker, der auch seine religiösen Maßnahmen nach machtpolitischen Erwägungen auszugestalten verstand. Sehr zu bedauern ist, dass eine von Moreau geplante, kommentierte Ausgabe von Eusebs *Vita Constantini* nicht mehr zur Ausführung gekommen ist.

Ein anderes Betätigungsfeld, dem sich Moreau verstärkt bereits in seiner Saarbrücker Zeit zugewandt hatte, und das er sicherlich auch in Heidelberg mit großem Gewinn beackert hätte, war die Landeskunde, und dies im breitesten Sinne, denn er hat sich intensiv auch mit der vorgeschichtlichen Entwicklung Nordwesteuropas auseinandergesetzt und eine eigene Monographie zur „Welt der Kelten“ vorgelegt. Zahlreiche kleinere Aufsätze zur Besiedlungsgeschichte des Saarlandes in römischer Zeit, aber auch zu einzelnen Denkmälern wie den Iuppitergigantensäulen zeugen von seiner großen Vertrautheit mit der Region und ihrer materiellen Kultur. Vor allem hat sich Moreau durch die Edition und Kommentierung vieler neu gefundener Inschriften hervorgetan, denn er war ein hervorragender und sehr gründlich arbeitender Epigraphiker – und dies nicht nur in heimischen Gefilden, sondern auch im nordkleinasiatischen Sinope, wo man ihm die Edition der bei den dortigen Ausgrabungen gefundenen Inschriften anvertraut hatte. Auch diese Tätigkeit hätte Moreau sicherlich mit

großem Erfolg an dem Heidelberger Institut, an dem die Auseinandersetzung mit den epigraphischen Zeugnissen der Antike seit jeher ihren festen Platz hat, fortgesetzt.

Mir selbst besonders nahe steht schließlich das Thema, das Moreau für seine Antrittsvorlesung gewählt hat, welche er am 11. Januar 1961 in Heidelberg hielt: „Krise und Verfall. Das 3. Jh. n. Chr. als historisches Problem“. Das ist nun erneut ein auch in den letzten Jahren intensiv diskutiertes Problem, zu dessen Erhellung Moreau bedeutende Überlegungen beigelegt hat. Zwar sind einige zeitbedingte Vorstellungen (etwa der Vergleich der römischen *limites* mit der – wenig effizienten – Maginot-Linie) unverkennbar, und auch bei der von Moreau prononciert vorgestellten Dominanz der Bedeutung von politisch handelnden Individuen gegenüber strukturgeschichtlichen Prozessen wird man ihm heute nur noch bedingt folgen können. Aber der Beitrag enthält eben auch wichtige Anstöße für eine Neubewertung dieser Epoche, so etwa in der Ablehnung eines unkritisch angewandten und generalisierenden Verfalls-Modells („nicht jede Krise ist gleichbedeutend mit Verfall“); oder aber durch den Hinweis darauf, dass eine einseitige Parameterfestsetzung, die die Situation der hohen Kaiserzeit zum alleinigen Maßstab erhebt, unangebracht ist. In diesen Bahnen hat sich dann die Forschung nach Moreau weiterentwickeln können, auch wenn die Debatte über den Charakter des 3. Jahrhunderts noch keineswegs abgeschlossen ist.

Noch ein letzter Punkt verdient Erwähnung, der mir beim Lesen von Moreaus Schriften aufgefallen ist: Moreau hat immer ein sehr klares Urteil vertreten und deutlich gesagt, wenn er mit einer bestimmten These nicht einverstanden war (und sich dabei im Übrigen gelegentlich auch selbst korrigiert). Dies wurde von ihm aber stets in einem höchst freundlichen und konziliananten Ton vorgebracht, der von der Achtung vor dem Werk anderer Forscher geprägt war – ein Muster dafür, wie wissenschaftliche Auseinandersetzungen auszutragen sind.

Dem Menschen Jacques Moreau konnten diese Ausführungen sicherlich nicht in vollem Umfange gerecht werden, denn hierzu fehlt mir die direkte Kenntnis seiner Persönlichkeit. Tief berührt hat mich aber die abschließende Passage des Nachrufes auf ihn, die Walter Schmitthenner verfasst hat und die ich gerne zitieren möchte, weil sie vielleicht auch als eine Mahnung in dem zunehmend hektischer werdenden Universitätsbetrieb dienen kann: „Bei alle dem war Moreau ein Mensch, der Zeit hatte. Trotz seiner außergewöhnlichen Arbeitsanspannung wirkte er gelassen und ruhig. Etwas von der kraftvollen Behäbigkeit seiner flandrischen Heimat war mit ihm anwesend“.

Christian Witschel

Christian Meier

Hans Schaefer und sein Seminar²

Der Titel meines Gedenkvortrags bezieht sich nicht nur darauf, daß Hans Schaefer mitsamt verschiedenen Angehörigen seines Seminars bei Ankara den Tod fand. Nein, dieses Seminar – diese „Pflanzstätte“, um es im ursprünglichen Wortsinn zu sagen – spielt sowohl als Institut wie als Lehrveranstaltung im Leben dieses Forschers und Lehrers eine zentrale Rolle.



Abb. 9: Marstallhof mit Weinbrennerbau, Sig.: Neg I 03145, Foto: Universitätsarchiv Heidelberg

Das Seminar lag damals im zweiten Stock des alten Weinbrennerbaus am Marstallhof. Man betrat es durch ein Vorzimmer, in dem die Aufsicht saß. Rechter Hand ging es von dort in einen langgestreckten Raum, an den Wänden natürlich überall Bücher. Links vor den sechs Fenstern je ein größerer Tisch, einer für den Assistenten, andere für Doktoranden und ihre Apparate. Eine zweite Reihe größerer Tische fand sich rechterhand. Einer davon war der Tisch Hans Schaefers (ein zweiter; denn natürlich hatte er auch einen Schreibtisch im Direktorzimmer). Auf seinem Tisch im Seminarraum stand eine Reihe von Büchern aus der Universitätsbibliothek, eine zweite auf dem Fußboden. Normalerweise lagen ein oder zwei dort auch aufgeschlagen (die liest er mit den Hühneraugen, hieß es). Und auf dem Tisch fanden sich auf und neben einer großen Schreibunterlage mehrere Häufchen kleiner, zum Teil vergilbter Zettel, DIN A7 (also 10,5 x 7,4 cm) mit (ich glaube) Steinen beschwert. Immer wieder sah man Comilitonen, denen das neu war, beeindruckt davorstehen. Vor- wie nachmittags pflegte Hans Schaefer ins Seminar zu kommen. Er war ein Teil des Seminars, das er übrigens mit aller Energie – und mit viel Geld, welches er aus den verschiedensten Quellen mit großer Findigkeit und viel Geschick heranschaffte – zur wohl besten althistorischen Bibliothek der damaligen Bundesrepublik ausbaute.

Übrigens mußten auch die Assistenten vor- und nachmittags dorthin kommen, und nicht zu spät, zumal es ja sein konnte, daß die Post einen wichtigen Antiquariatskatalog brachte oder gar daß ein Buch fehlte. Mit scharfem Auge pflegte Schaefer Lücken zu entdecken. Das durfte nicht sein! Denn alle Bücher mußten immer im Seminar griffbereit zur Verfügung stehen.

Der Weinbrennerbau hatte außer dem Haupteingang an der westlichen Seite eine zweite Haustür, die nach innen nicht verschlossen war. Wer drinnen war, konnte Tag und Nacht inklusive Sonntag heraus und konnte auch andere hereinlassen. Es war Schaefers Wunsch, daß wir in diesem Seminar zu jeder Zeit arbeiten könnten. Es konnte durchaus passieren, daß er sich auch sonntags dazugesellte.

Man arbeitete dort also bis in die Nacht. Zu meiner Zeit taten es zumal Hermann Wentker, Peter Sattler, Veit Waentig und ich. Zu Hause waren keine Bücher, nicht so ein praktischer Tisch. Im Winter wären einem Heizkosten entstanden, die man lieber sparte (mir ist dabei 1954 einmal das Wasser in der Karaffe gefroren). Gegen halb zwölf, zwölf, halb eins, eins – irgendwann – hatte erst der, dann der genug, begann

in irgendwelchen Büchern zu schmökern oder las Zeitung, und dann verließen auch die anderen ihre Plätze. Es gab im Seminar bewegliche kleine Treppengestelle, deren oberstes Brett auf eine an den Regalen in etwa 1,20 m Höhe angebrachte Kante aufgesetzt werden konnte. Irgendwie verlockten sie, sich darauf zu setzen. Der eine nahm also gern einmal hier, der andere dort Platz, und es entspannen sich quer durch den großen Raum Gespräche; oft über Politik; natürlich über alles mögliche sonst; aber eher selten geschah es, daß nicht auch über den Mann gesprochen wurde, der uns alle beschäftigte, unter Umständen ärgerte, ja quälten konnte, der uns aber auch faszinierte und den zu verstehen wir Mühe hatten: über den Chef, wie es gern hieß, bis Peter Sattler das eines Tages für unangemessen hielt. Wir sprachen dann – unter uns – von Herrn Schaefer. Natürlich hat man an ihm gezweifelt, hat Fehler, Irrtümer aufgespürt und kritisiert. Wir haben uns auch als Opposition gefühlt, aber als his majesty's most loyal opposition. Als die besseren Schaefer-Schüler. Wir hatten durchaus das Gefühl, einer Schule zuzugehören. Immer wieder stand hinter aller Kritik große Bewunderung, angefangen bei seinem Instinkt, einer Vokabel, die ihm übrigens selbst nicht fremd war bei der Beschreibung wissenschaftlicher Ansätze. „Er hat Nase“, pflegte Peter Sattler zu sagen. Wir wären für ihn durchs Feuer gegangen. Wer war dieser Mann? Ein Leben lang hat mich diese Frage beschäftigt, seit damals und dann besonders nach seinem Tode. Man kann einiges dazu sagen. Das Ganze bleibt ein Geheimnis.

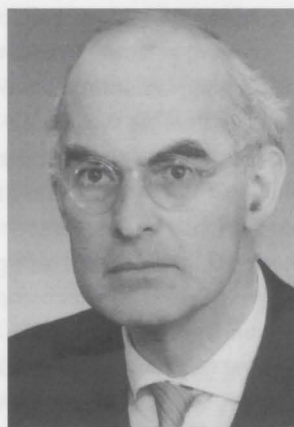


Abb. 10:
Prof. Dr. Hans Schaefer
(1906–1961)

Groß gewachsen war er, kerzengerade pflegte er zu gehen und zu stehen. War sehr gut gekleidet, eine höchst eindrucksvolle Erscheinung, großartig auch das Gesicht unter der hohen Stirn. 1906 geboren, in Breslau. Das Studium nahm er 1924 auf, in Bonn, in Rechts- und Staatswissenschaften. Hörte unter anderm Vorlesungen bei Carl Schmitt, dem er später (1958) „gern und unumwunden“ erklärte, „daß ich niemandem so viele Anregungen zu verdanken habe, wie gerade Ihnen“. Doch wechselte er bald zur Philosophischen Fakultät, um Geschichte, Klassische Philologie und Orientalistik zu studieren. Zunächst in Marburg, dann in Leipzig. Schon auf dem Gymnasium hatte er begonnen, „in der Weise des Autodidakten Sprachen des Alten Orients zu lernen“. Im Februar 1945, bei der Aufnahme in die Heidelberger Akademie, rühmte er die „geniale Erscheinung“ des großen Leipziger Orientalisten Benno Landsberger, was sich damals eigentlich nicht gehörte, denn Landsberger war Jude (P. 441 f.).

Schaefer hat die Orientalistik auch später weiter betrieben, im Seminar seines Leipziger Studienfreundes Adam Falkenstein, mit dem er in Heidelberg wieder zusammentraf. Als die neuen Funde aus Mari dort erstmals gelesen wurden und Wortschatz und Grammatik ganz im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, habe er zur allgemeinen Überraschung den Finger darauf gelegt, wie aufregend der Inhalt war, unter anderm der vom König unterhaltene Nachrichtendienst oder das früheste Zeugnis für einen ersten – göttlich inspirierten – Propheten (18. Jh. v. Chr.).

Aber Schaefers Hauptfach sollte die Alte Geschichte werden. Seinen Doktor machte er bei dem gerade mit Anfang Dreißig nach Leipzig berufenen Helmut Berve, 1929. 1933 folgte die Habilitation, 1936 der Ruf auf ein Extraordinariat in Jena. Die Beförderung zum Ordinarius, welche die Fakultät beantragte, wurde von der Regierung, wohl aus politischen Gründen, verweigert. In den dortigen Personalakten wird verschiedentlich sein Katholizismus moniert. Es fehle ihm auch an „Einsatzbereitschaft“, womit doch wohl eine Art Resistenz bezeichnet ist. Dabei hatten die Herrschaften nicht mal bemerkt, daß er gleichzeitig, freilich unter dem Pseudonym Hans Hirt, in der katholischen Zeitschrift Hochland publizierte; einen Artikel, der keineswegs im Sinne des Regimes war; auch was die respektvolle Würdigung des jüdischen Philosophen Philo anging (P. 33 ff.). 1941 wechselte er nach Heidelberg.

Das wissenschaftliche Werk Hans Schaefers – von der Dissertation, die 1932, um ein nahezu gleich starkes zweites Kapitel erweitert, erschien, bis zum Tod, fast dreißig Jahre später – nimmt sich dem Umfang nach nicht gerade großartig aus, um so weniger, wenn man dagegenhält, was er zu sagen hatte.

Kein zweites Buch (außer der Sammlung seiner Aufsätze im Jahre 1963). Auch die Habilitationsarbeit blieb unveröffentlicht. Insgesamt 20 Aufsätze, von denen sechs die schriftliche Fassung von Vorträgen sind und vier Darstellungen für ein breiteres Publikum. 53 Rezensionen, von denen nur neun länger sind als zwei Seiten. Schließlich 62 Artikel in der Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft (P. 444).

Diese letzteren werden wenig beachtet, sind aber zum Teil wichtig, ja grundlegend. Akribisch gearbeitet, die Materie oft neu untersucht, interessante Vermutungen, jeder Aspekt berücksichtigt, gegebenenfalls unter Heranziehung neuester Inschriftenfunde und entlegener Literatur, unter Umständen durch Nachträge auf den allerneuesten Stand gebracht. Schaefer muß diese, thematisch eingegrenzten, auf das Faktische konzentrierten Aufgaben sehr geschätzt haben. Zusammengenommen ergäben diese Artikel ein Buch, das an Umfang nicht sehr weit hinter dem Aufsatzband zurückbliebe.

Höchst aufschlußreich, auch in ihrer Kürze, die Rezensionen. In zeitlicher Dimension erstrecken sich die besprochenen Bücher vom alten Orient bis zum frühen Christentum, gelegentlich bis ins moderne Völkerrecht. Politik-, Verfassungs-, Wirtschafts-, Religionsgeschichte, alles findet einen interessierten, zu viel Lob bereiten, aber auch höchst sachkundig seine Einwände vortragenden, anspruchsvollen Beurteiler, der sich übrigens nicht scheut zu erklären, wie sehr ihn (bei allen Vorbehalten) Zitate von Marx und Engels beeindruckt hätten.

Die Aufsätze, welche der Untersuchung einzelner Gegenstände dienen, sind so, wie man sich Aufsätze wünscht. Interessante Themenstellung, streng auf die Frage ausgerichtet, mit großer Umsicht angelegt, originell und zugleich diszipliniert in der Argumentation, übrigens in bester Wissenschaftsprosa abgefasst; in einem unverwechselbaren, kraftvollen, konzentrierten Stil, mögliche Zweifel mit der häufig wiederkehrenden Wendung „kein Zweifel, daß“ bannend, sehr bestimmt in der Linienführung, nicht ohne ein gewisses Pathos, das sich unter anderm in den Superlativen äußert; und immer wieder die starke Beeindruckung etwa durch den Zauber eines Phänomens bekundend. Der letzte Aufsatz, das Ideal der Stadt von 10.000 Bürgern betref-

fend, greift ein bis dato unerkanntes Problem griechischen Denkens und griechischer Zahlenbezogenheit auf und öffnet den Blick auf weite Zusammenhänge.

Wo es um die Darstellung größerer Sachverhalte für ein mehr oder weniger breites Publikum geht, ist alles gleichermaßen von Fragen geleitet. In diesen Aufsätzen wird einiges von dem entwickelt, worauf sich Schaefers Interesse vornehmlich richtete: Das Problem der griechischen Kolonisation etwa; oder die ihn seit der Dissertation beschäftigende Frage nach dem Gemeingriechischen, über die Poleis hinaus sich Erstreckenden, das er zumal im griechischen Adel und in dem in ihm, in seinen vielfältigen Übereinstimmungen sich abstützenden Recht suchte. Im Hintergrund steht die Frage nach der Eigentümlichkeit eines Volkes, das politische Einheit nur in einer Unzahl kleiner Gemeinwesen verwirklicht hat. Mehrfach nimmt er sich Athen und seine Demokratie vor (unter besonderer Betonung der Rolle des Adels in ihr). Natürlich wurde auch der erstaunliche Aufstieg Roms zum Thema. Zusätzlich der sogenannte Ritterstand, jene mächtige Schicht von reichen Landeigentümern und vor allem Pächtern öffentlicher Aufträge, die sich in Rom zwischen die sonst in der Antike dominierende Zweierheit von Adel und breiter Menge geschoben hat.

In der Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie, die ihn gerade zu ihrem Mitglied gewählt hatte, erklärt Schaefer – er war 38 Jahre alt: „Auch habe ich den Nachweis wirklicher wissenschaftlicher Leistung noch zu erbringen“ (P. 441). Das war Ausdruck nicht nur von Bescheidenheit, sondern von einem ehrgeizigen (und aufs beste begründeten) Anspruch.

Seit damals begegnen in seinen Schriften Hinweise, wonach er ein Buch über die griechische Kolonisation vorbereite (P. 442.362,1). 1959 machte er die Sache zum Gegenstand des Vortrags auf der Jahresfeier der Universität, den zu halten er ehrenvollerweise eingeladen wurde. Aber publiziert wurde nur eben dieser Vortrag (sowie ein Aufsatz zum Sonderfall Kyrene).

Als er 1957 vor der Akademie über den römischen Ritterstand vortrug, erwähnte er, daß er seit 20 Jahren Material darüber sammle. Aber das Buch, das daraus doch wohl werden sollte, ist nicht geschrieben worden. Mehrfach hört man vom Plan einer Arbeit über Solon. Auch zum Problem der Grenze und des Territoriums der griechischen Polis habe er „Material seit langem gesammelt“. Er beabsichtige, „dieses in einer besonderen Untersuchung“ vorzulegen. Die Reihe ist damit nicht zu Ende.

Victor Ehrenberg berichtet vom Plan einer griechischen Verfassungsgeschichte. Ein Abriß der griechischen und römischen Geschichte, an dem Schaefer jahrelang gearbeitet hatte, war nach Auskunft seiner Frau „fast vollendet“. Sie hoffte, daß er publiziert werden könnte. Doch scheint sich das – ich weiß nichts Näheres – bei genauerer Prüfung als unmöglich erwiesen zu haben.

Warum ist das alles nicht fertig geworden? Ganz zu schweigen davon, daß Schaefers Schriften übersät sind mit Hinweisen, was alles an größeren Zusammenhängen noch der „genaueren“ oder „ernsthaften“ Untersuchung bedürfe, öfter mit dem Beisatz, daß man sich „vorläufig“ nur auf dies und jenes stützen könne. Aufgaben über Aufgaben also, die sich der Disziplin stellten, von denen er sich verschiedene schon selbst vorgenommen hatte. Es wird über Jahrzehnte Material gesammelt

(obwohl das in der Alten Geschichte so unüberschaubar doch gar nicht ist, zumindest dort, wo es wichtig ist). Und alles ist liegen geblieben.

Waren die Ansprüche zu hoch, als daß sie so leicht hätten befriedigt werden können? Waren es zu viele, standen sie sich gegenseitig im Wege? War zumindest das so ungemein stark ausgeprägte Bewußtsein, weithin noch (!) ungesicherten Boden vor sich zu haben, hemmend für die Bewegung? So daß man so leicht gar nicht sehen konnte, wo anzufangen war, da ein Anlaß dazu sich an den andern reihte? Dabei konnte sich Schaefer in den Aufsätzen, die er dann schrieb, sehr bestimmt äußern. Vielleicht machte ihm gerade das, daß ihm daran lag, die Sache schwierig? Oder fehlte es – denn auch das kann ja mitspielen – am langen Atem, an der inneren Ruhe, an der Fähigkeit, sich gegen anderes, was andrängte, wenigstens zeitweise abzukapseln? War anderes dringender?

Nach allem, was wir erschließen können (zum Teil aus seinen eigenen Aussagen) hat Hans Schaefer die 20er Jahre, die letzten auf dem Gymnasium und die des Studiums, äußerst intensiv als eine Zeit des Aufbruchs, der Befreiung und des ganz neuen Ansatzens auf den verschiedensten Gebieten erlebt und die Impulse daraus in seiner Wissenschaft fruchtbar zu machen versucht. „Mit Wehmut“ hat er später, kurz vor seinem Tod, „jener einzigartigen Lebendigkeit“ gedacht, „die an zahlreichen deutschen Universitäten herrschte und von einer vielfältigen und fruchtbaren Initiative in den zentralen Bezirken des deutschen geistigen Lebens getragen wurde“. Der Zusammenbruch der Monarchie habe unglaubliche Kräfte freigesetzt. „In entschlossenen Geistern erwachte ... der Wille, der Katastrophe durch Erkenntnis Herr zu werden“.

Streichen wir einiges ab in Hinblick darauf, daß die Erinnerung, zumal nach der schrecklichen Zeit, welche darauf folgte, zuviel Gold auf die in Wirklichkeit doch nicht gar so „goldenen 20er“ aufgetragen haben mag, dann bleibt immer noch dies: Für einen, der jung, hochbegabt, glänzend gebildet, offen und überaus wach das Verschiedenste aufzunehmen bereit war, bot die Zeit Erschließendes, Ermutigendes genug, um ihn zu beflügeln. Übrigens muß er damals wie später die Politik lebhaft verfolgt haben, was vielleicht unerfreulich, aber für den Beobachter aufregend gewesen sein muß.

Schaefer selbst nennt unter den herausragenden Geistern der Zeit Stefan George und Ernst Troeltsch (der ihm auch später wichtig war; seine Augen leuchteten, wenn eine Examenskandidatin den kannte und er darauf zu sprechen kommen konnte). Max Weber hatte er studiert. Otto Hintze muß ihm auch damals schon vertraut gewesen sein. Mit Hans Freyer hat er gewiß in Leipzig Kontakt gehabt, vielleicht auch mit Arnold Gehlen, der sich dort 1930 habilitierte (und den er meines Wissens später nach Heidelberg zu holen suchte). Die Staatsrechtslehre der Zeit, der er „ungewöhnlichen geistigen Rang“ bescheinigt, war ihm in Carl Schmitt begegnet, aber er wird auch die Lehren Rudolf Smends, wahrscheinlich auch die Hermann Hellers aufgenommen haben. Mit Meinecke hat er sich intensiv auseinandergesetzt.

An Carl Schmitt hat Schaefer später (1958) geschrieben: „Wie Sie den naiv-unpolitischen Positivismus des 19. Jahrhunderts im Bereich von Staatsrecht und politischer Theorie überwandten, so haben Sie auch historischer Betrachtung Methoden und Möglichkeiten erschlossen, die dem Historismus ebenso zu Leibe rücken, wie Sie auch

die auf Empirie gegründete historische Arbeitsweise um eine Dimension bereichert haben“.

Das Programm, das sich im Titel von Schaefers Dissertation „Staatsform und Politik“ ausdrückt, ist sicher von Schmitt inspiriert, jenem großen Anreger, der damals die aus den tiefen Erschütterungen der Zeit sich eröffnenden Chancen immer weiter zu treibender Erkenntnis in so unglaublicher Weise wahrnahm, tief verunsichert und zugleich wagemutig, wenn nicht mutwillig. Es ergaben sich daraus seine zum Teil schneidenden, faszinierenden, aber nicht immer zu Ende gedachten Begriffe.

Alles in allem genommen, stieß sich Hans Schaefer aufgrund der vielen Fragen, das heißt Infragestellungen und das heißt auch: der Politisierungen sowie der verschiedenen aufblühenden Neuansätze der 20er Jahre ab von der „Selbstzufriedenheit“ der Wilhelminischen Ära. Er sah die Chance und wohl auch die Notwendigkeit, Neues zu suchen.

Vor diesem Hintergrund erschien auch die griechische (wie die römische) Geschichte auf bemerkenswerte Weise neu. Man hatte das „fast ausnahmslos verfolgte hermeneutische Prinzip des 19. Jahrhunderts, das die eigenen Kategorien unreflektiert in der Geschichte wiederfand“, durch eine „verfeinerte Methode zu ersetzen“. Mußte die Griechen, statt sie als wesensverwandt anzusehen, in ihrer Fremdheit aufsuchen (P. 431). Es tat sich „das Problem eigengesetzlicher Formen der griechischen Politik auf“ (SP. 176), anders gesagt: daß hier nicht nur Einzelnes, sondern das Ganze auf sehr besondere Weise ausgeprägt war.

Eben dem wollte Schaefer in seiner Dissertation beikommen. Er stellte sich die Frage, wie die sich gegeneinander abschließenden „Staaten“ des gleichen Volkes untereinander in Beziehung treten konnten. Durch Gastfreundschaft zum Beispiel, Ehrungen Fremder, aber auch durch Kampfgenossenschaften im Krieg, dann durch Bündnisse schon im Frieden etc. Andererseits war nach den grundlegenden Gemeinsamkeiten, nach der Einheit der Griechen zu fragen.

Die Untersuchung orientierte sich an einschlägigen Begriffen und Termini der Griechen des sechsten und fünften Jahrhunderts. Schaefer suchte auf diese Weise ihre, wie er es nennt, „politischen Formen“ (SP. 1 ff.), einmal spricht er auch von „Grundanschauungen“ (SP. 31), aufzuspüren. Sie waren ihrem Denken und Handeln gleichsam eingepreßt; wirkten „aus sich und ihrer Anerkennung“ (SP. 11) (auch wenn sie in der Politik jeweils verschieden beansprucht und verändert wurden). Mit „modernen Schemen“ kam man an sie nicht heran (SP. 31).

Das war ein höchst eigenständiges und originelles Unternehmen. Schaefer setzte radikal, also an den Wurzeln an. Er bewies eine ganz neue Offenheit für die Besonderheit der Griechen. Erschloß wichtige Eigenarten des Verkehrs zwischen den Poleis sowie all dessen, was die Griechen untereinander verband, so sehr sie sich zugleich gegeneinander abschlossen. Unter den glänzenden Einzelbeobachtungen mag die des späten Aufkommens der Demokratie genannt werden (SP. 105 ff), welche er im folgenden vertiefen sollte.

Ganz zentral war die Einsicht, daß sich das Politische nicht von selbst versteht, sondern eine Geschichte und eine Vorgeschichte hat. Wenn man so will, ist hier die Geschichtlichkeit des Politischen entdeckt. Erst relativ spät seien die politischen Formen

an die Stelle der zunächst vorherrschenden agonalen getreten. Da hatten Jacob Burckhardt und Nietzsche Pate gestanden. Es ging um den Geist des Wettkampfs, der die Griechen beseelte, nicht nur im Sport, sondern – zum Beispiel – auch im Krieg. Man wollte Erster sein. Gesichtspunkte wie der der Macht standen weit dahinter zurück. Ich zitiere: „Die auszeichnende Eigentümlichkeit des Agons besteht in der Unmöglichkeit, irgendein Ziel zu verfolgen, das ... über das Bestreben hinausginge, sich durch areté im Kampf hervorzutun“ (SP. 176). Ich würde vorsichtiger formulieren: Es ging mehr um Kampf als um Eroberung, mehr um Sieg als um Herrschaft.

Schaefer hatte damit – nach meinem Urteil ohne jeden Zweifel – etwas ganz Wesentliches erkannt, übrigens auch eine elementare Voraussetzung dafür, daß dieses Volk über Jahrhunderte einer höchst bewegten Geschichte hinweg in Hunderten von kleinen Poleis leben wollte und – konnte. Wenn sich dort (vor dem fünften Jahrhundert) ein stärkeres Machtstreben und vor allem, korrespondierend dazu, die Fähigkeit und der Wille irgend nachhaltig ausgeprägt hätte, das eigene Leben auf das Sichern von Macht und den Dienst an dieser Sicherung einzurichten – dann wäre das, wäre am Ende auch die griechische Demokratie nicht möglich gewesen.

Es gibt gute Gründe, Abstriche an Schaefers Rekonstruktion des Agonalen zu machen. Er selbst ist – von Einzelheiten abgesehen – später davon abgerückt. Aus einem Seminar bald nach dem Krieg wird berichtet, wie er „mit einer sonst unbekanntem Schärfe“ Studenten bitter abkanzeln konnte, wenn sie vom Agonalen sprachen. Seit fast 20 Jahren bemühe er sich, von seinen „Jugendsünden“ Abstand zu nehmen. Aber das sei wohl „für die Katz“. Aber da hatte er das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Manches an dieser Arbeit ist durchaus genial. Nur gilt dies leider auch im negativen Sinn dieses Wortes. Da ist vieles gleichsam so, wie es auf den ersten Blick erschien, hingeschrieben worden. Aber es zeigt sich darin, mit welchem Schwung, mit welcher Entdeckerfreude der 23jährige seine Erstlingsarbeit geschrieben hat.

Zwei der Rezensionen, von Victor Ehrenberg und Johannes Hasebroek, den besten Sachkennern damals, waren durchaus anerkennend und verständnisvoll. Aber sie hielten mit Kritik nicht zurück.

Hier könnte ein Schlüssel für die weitere wissenschaftliche Vita Hans Schaefers liegen. Es könnten Hans Schaefer damals die Flügel ein Stück weit beschnitten worden sein. Künftig neigte er, zumindest im Schriftlichen zu großer Vorsicht. Aber natürlich blieben die Fragen, sie vermehrten und vertieften sich. Es blieb das starke Erkenntnisstreben. Je mehr sein kritischer Sinn geschärft wurde, um so bedrängender wurde es. Ehrenberg sprach von den vielen Fragen, die er an die Vergangenheit richtete. Sie seien ihm „oft zu schweren, ja quälenden Problemen geworden“. Instinsky sprach von einer „bohrenden, ja besessenen Intensität des Suchens und Begreifenwollens“. Berve beobachtete „ein schweres Ringen, umwittert von der Gefahr, daß grundsätzliche Einsichten den Blick für die Vielfalt und Vieldeutigkeit der Erscheinungen einengten“.

Da war stets beides mit am Werk: Das Problematisieren und eben die Vorsicht. Das galt im einzelnen, aber besonders sobald größere Zusammenhänge zur Diskussion standen. Schaefer konnte ja nicht wie ein Positivist einen Stein auf oder neben den

ändern setzen. Er mußte Verschiedenstes miteinander in den Zusammenhang bringen, in dem allein es verstanden werden konnte. Und immer neu mußte erst der Grund gesichert werden.

Der erste Satz schon der Dissertation hatte gelautet: „Die vorliegende Arbeit ist hervorgewachsen aus Vorarbeiten zu einer Geschichte der persischen Griechenpolitik, vorwiegend im vierten Jahrhundert“. Darum also ging es. Sogleich aber hatte sich erwiesen, daß zunächst „gewisse Grundfragen der griechischen Politik“ geklärt werden mußten. So kam er ins fünfte, ins sechste Jahrhundert, und die Perser gerieten aus dem Blick.

Das lebhafteste Bewußtsein der Fremdheit, der so besonderen Eigenart der Griechen, die Notwendigkeit, die rechten Kategorien zu finden, um sie zu fassen, das Wesentliche zu begreifen, ohne das Einzelne aus dem Blick zu verlieren – dies und anderes führte in eine große Komplexität und brachte ihn dazu, sich seiner Gegenstände immer neu zu vergewissern, wie wenn sie ihm neu und in neuen Zusammenhängen erschienen wären.

Dabei zeichneten sich in Hans Schaefer's Aufsätzen die Konturen eines bedeutenden Werkes ab. Mit der „Einheit des griechischen Volkes“ wies er ganz wesentliche, gern übersehene Voraussetzungen der griechischen Poliswelt auf. Mit der Betrachtung der Polis war ihm deren Einbettung in gemeingriechische Zusammenhänge verknüpft, womit sich hochinteressante Durchblicke ergaben. In der Geschichte der attischen Demokratie betonte er die Bedeutung von Adligen und Adelskämpfen zwar vermutlich zu stark. Aber wie er verschiedene Eigenheiten aus der alten Zeit in der neuen nachwirken sah, das war überzeugend und trägt wesentlich zur Erkenntnis der ganzen Vielfalt und auch Widersprüchlichkeit der so weit ausladenden Epoche des fünften Jahrhunderts bei. Die, wenn man so sagen darf, „Modernität“ der attischen Demokratie stand eben in deutlichem, normalerweise viel zu wenig bedachtem Kontrast zu vielem anderen in der gleichen Zeit. Und ebenso zog Schaefer den so leicht sich einstellenden pauschalen Eindruck vom Gegensatz zwischen Griechen und Persern in Frage, indem er eindrucksvoll nachwies, wie gute Beziehungen Teile des griechischen Adels zu den Persern unterhielten. Wie bewußt ihm die Bedeutung des Orients für die griechische Geschichte war, habe ich schon erwähnt. „Die Frage nach Originalität und fremder Anregung – kein Gegensatz, sondern ein Ineinander“, heißt es einmal. Und wenn man neuerdings von der vorderasiatisch-ostmediterranen koine spricht, so finden sich schon 1958 bei Schaefer „die Verbindungen und Beziehungen zwischen den verschiedenen orientalischen Kulturprovinzen und der griechischen Welt“ deutlich herausgestrichen (P. 354). Was er für die Geschichte der Kolonisation und den Einfluß des Delphischen Orakels darauf erarbeitet hatte, wird in zwei seiner Aufsätze deutlich.

Wenn dieses Werk weithin ungeschrieben blieb, so mag das in der Tat dadurch mitbedingt gewesen sein, daß der Schwung, aus dem er „Staatsform und Politik“ konzipiert hatte, gebrochen war. Aber vielleicht mehr noch sollte man es dem ungeheuren Reichtum seiner Begabung, seiner Interessen, seiner Fragen zuschreiben. Der Weite seines Horizonts. Der Offenheit, der Bereitschaft, sich irritieren zu lassen, der Gewissenhaftigkeit. Übrigens, wie schon angedeutet, auch dem Bedürfnis, zu klaren und sehr bestimmten Aussagen zu gelangen. Halb so viel davon – und es wäre leichter

gewesen, mit diesem und jenem fertig zu werden. Dann hätte die Differenz zwischen der Arbeit und den Früchten daraus, die, wie es nun einmal ist, normalerweise Schriftform annehmen, wesentlich geringer ausfallen können.

Denn die Arbeitsleistung Hans Schaefers war ungeheuer groß. Sie lag, freilich verknüpft mit seiner überragenden Intelligenz, letztlich auch dem zugrunde, was man als seinen „Instinkt“ erfuhr. „Intuitionen“, hat Golo Mann, einmal festgestellt, „sind Früchte harter Arbeit. Sie fallen nicht vom Himmel, wie solches der Volksmund wohl glaubt“.

In dieser harten Arbeit wirkt ein ungeheurer, fast möchte man sagen, Optimismus. Der früh erfahrene und wohl nie aufgegebene Glaube an den wissenschaftlichen Fortschritt. Die vielen Feststellungen über das, was noch nicht bearbeitet sei, ruhen ja auf der Gewißheit, daß sehr viele neue Erkenntnisse durch neue Untersuchungen zu gewinnen seien. Insofern wirkten die Anfänge der Aufbruchszeit seiner Jugend letztlich ungebrochen fort. Sie waren wesentliche Triebfedern seiner Lehre.

In der Antrittsrede vor der Akademie heißt es: „Ich darf nicht verschweigen, daß die Jahre meiner Lehrtätigkeit meine Kräfte sehr stark absorbiert haben und manchen literarischen Plan in den Hintergrund haben treten lassen.“ Er habe es als seine Pflicht angesehen, „die Studenten mit gewissenhafter Strenge zu wirklicher wissenschaftlicher Arbeit ... zu erziehen“. Er war überzeugt, „daß das Streben nach Erkenntnis, daß das wirkliche Fragen und Sich-Mühen um Probleme der eigentliche Sinn der deutschen Universität sei und ihr nicht verloren gehen dürfe“ (P. 443).

Ganz sicher ist das richtig. Es war keine Ausflucht, sondern die Konsequenz des großen Pflichtbewußtseins dieses gerade auch mit sich selbst so strengen Mannes. Er hat die Lehre ungemein ernst genommen. Keineswegs unbedingt aus pädagogischer Passion. Er war auch nicht in dem Sinn akademischer Lehrer, daß er die Sachen didaktisch leicht und vereinfachend dargeboten, die Kapazität der Studenten eher zu niedrig als zu hoch veranschlagt hätte. Nein, ganz im Gegenteil! Er stellte die Sachen in all ihrer Problematik dar. Er schenkte seinen Hörern nichts – und bereicherte sie eben dadurch um so mehr; wenn sie ihm folgen konnten; und das scheinen sehr viele von ihnen vermocht zu haben. Seine Vorlesungen waren so beliebt, daß er für sie am Ende Hörsaal 13, den größten der Neuen Universität brauchte. Der Vortrag selbst war klar und nachdrücklich, immer wieder auch zu verhaltener Leidenschaft sich steigernd. Die Fragen wurden deutlich formuliert. Die Eindruckskraft war gesteigert und nuanciert durch ein Gran Unbeholfenheit.

Schaefer muß viel Zeit auf die Vorlesung verwandt haben. Wie er immer neu an seinen Erkenntnissen arbeitete, so tat er es an seinen Vorlesungen. Das eigentliche Zentrum seiner Lehrtätigkeit aber lag im Seminar. Vier große Tische waren zusammenzurücken, damit alle gleichsam um einen zusammensitzen konnten. Und dann brach man auf wie zu einem Abenteuer. Der schwierige, verehrte Professor wechselte zeitweilig in die Rolle des großen unternehmungslustigen Jungen. Vorsicht mußte zurückstehen. Die Frage wurde entwickelt, immer im Blick auf eine Sache, nicht auf eine Forschungslage. Im Gegenteil, es wurde in der Regel die Unzufriedenheit mit aller Forschung artikuliert, manches einfach vom Tisch gefegt. Wir fanden uns an einem

Anfang. Es galt eben, „alles von Neuem zu entdecken“. Und darüber entwickelte sich streckenweise eine Art Kameradschaftlichkeit.

Zwei bis drei Sitzungen lang wurden ausgewählte Quellen nach allen Seiten interpretiert. Berve, sagte Schaefer, habe seine Studenten „immer wieder angehalten, eine strenge Methode des Ausgehens von der Überlieferung mit einer wirklichen historischen Fragestellung zu verbinden“ (P. 442). Genauso tat er es. Er konnte seine Studenten geradezu quälen mit der Frage nach ihrer Fragestellung. Und es wurde hart diskutiert. Denn Schaefer legte großen Wert darauf, daß seine Doktoranden, möglichst auch die Assistenten am Seminar teilnahmen. Und die kannten sich natürlich aus. Als Walter Schmitthener nach längerem Englandaufenthalt zurückkam, war er entsetzt, wie wenig gesittet es da zuging. Aber das hat uns nicht gestört, und Schaefer hatte nichts gegen Widerspruch, auch nichts dagegen, daß er wiederholt und kräftig vorgetragen wurde. Er liebte harte, leidenschaftliche Debatten. Wir selbst waren oft nüchterner, stießen uns an manchen Vorgaben, die etwa seinem Respekt vor großen Persönlichkeiten oder vor dem Adel entsprangen. Aber er war ja selbst voller Widersprüche, hat sich auch manchen Zweifel zu eigen gemacht. So war die Auseinandersetzung höchst fruchtbar.

Wenn jüngere Studenten Fragen stellten, wurden sie dafür ausdrücklich belobigt. In diesen Seminaren war Schaefer in seinem Element. Und es gab große Szenen. Zum Beispiel wenn einige Studenten gar nicht recht spürten und er erklärte: „Kinder, ihr könnt alle nichts und ihr tut auch nichts“. Oder wenn er sich in ein großes Gemälde Caesars steigerte und am Ende mit ausgreifender Armbewegung den „Charme eines Mannes“ beschwor. Das ließ sich auch auf ihn anwenden. Einmal hinwiederum war er so verärgert, daß er das ganze Seminar (nicht nur die einzelne Sitzung) abbrach; er ließ sich dann allerdings doch bereden, es weiterzuführen.

Wie die Lehre lag ihm aber auch die Gewinnung guter Doktoranden am Herzen. Die machten ja einen ganz wesentlichen Teil seines Seminars aus. Und sie fanden sich. Und er sorgte für sie, auch finanziell, nicht nur für Stipendien, sondern auch für gelegentliche Finanzspritzen. Frühzeitig, als das noch kaum eingeführt war, schickte er den einen oder andern nach Oxford oder London. Und er holte Gelehrte wie Ronald Syme, sehr gerne aber auch Emigranten wie Victor Ehrenberg und Hans-Georg Pflaum nach Heidelberg, unter Umständen auch zu Seminaren und längeren Aufenthalten, so daß wir sie befragen konnten. Die Arbeit an den Texten wurde ergänzt durch Exkursionen, früh nach Trier, bald nach Südfrankreich, 1959 erstmals in die Türkei und nach Athen. Die Anschauung der antiken Stätten war ihm überaus wichtig, gerade im Zusammenhang der Kolonisation. Und er liebte, wenn ich das hier anfügen darf, die griechische Kunst, insbesondere die archaische, während er den „hellenistischen Dreck“ gern beiseite ließ.

Daß er darauf hinwirkte, daß die Papyrus-Sammlung der Universitätsbibliothek ausgebaut wurde (und er die Assistentenstelle besetzen konnte), gehört genauso zu seiner Seminarpolitik wie die Ergatterung einer weiteren Assistentenstelle. Als die Bundesregierung 1957 in Hinblick auf die bei der erhofften Wiedervereinigung neu zu besetzenden Universitäten im Osten pro Universität zwölf Stellen für den Nachwuchs

zur Verfügung stellte, vermochte er sich eine davon zu sichern. Bald war Heidelberg die erste deutsche Universität, in der es zwei Ordinariate für Alte Geschichte gab, was aufmerksame und intensive Fakultätspolitik voraussetzte. Unter Ausnutzung einer Vakanz wurde auch die Münzsammlung des Archäologischen Instituts dem Seminar einverleibt.

Kurz, in der Lehre lag ein ganz zentraler Teil von Schaefers Werk. Ich vermute, daß das Geheimnis der außerordentlichen Anziehungskraft und Faszination dieses Mannes eben dadurch bedingt war. Hier verströmte sich der Reichtum seiner Fragen, seiner Erkenntnisse und Vermutungen, all dessen, was sich schriftlich so leicht nicht einfangen ließ. Er war von mitreißender wissenschaftlicher Neugier.

Was konnte man bei Schaefer lernen? Die Gegenstände waren vorgegeben, die Schwerpunkte tun hier wenig zur Sache. Entscheidend waren die Weisen, es damit aufzunehmen. Unendlich vieles fiel einem zunächst bei der Interpretation von Texten erstmals auf, wenn er den Finger darauf legte. Eine ganz besondere Lehre entstand in der Entwicklung der Fragen. Zum einen ging es im Einzelfall um die Herausarbeitung all der Möglichkeiten, also die Weite des Ansatzes. Sodann um die Bereitschaft, immer neu anzusetzen, vielerlei Komplexität auszuhalten, ohne sie rasch zu reduzieren; sich also immer neu irritieren zu lassen durch mögliche andere Interpretationen. Schließlich drang Schaefer darauf, die Dinge so genau zu durchdenken, daß sich eine fruchtbare Fragestellung ergab. Und stets wußte er die Dinge in weitere Zusammenhänge zu stellen. Die Themen gewannen damit gleichsam an Format.

Sein Vorbild erzog zur Disziplin, zur Konzentration auf das Wichtige, auch zur Kürze. Er hat uns von seiner Unruhe einiges mitgeteilt. Von den Problemen, die ihn umtrieben, von manchem, was er aus Bereichen außerhalb der Alten Geschichte gelernt hatte. Vieles, was in sein schriftliches Oeuvre nicht den Weg fand, war in seiner Lehre anwesend. Und er hat uns mit seinem Optimismus, daß in der Forschung unendlich vieles noch nicht gemacht, also noch zu machen sei, angesteckt. Aber es war nicht nur Optimismus, sondern auch ein Wille, von dem er beseelt war.

Und all das – und anderes – wirkte um so nachdrücklicher dank der „Ausstrahlung seiner Persönlichkeit“, von der, wie es in einer Rezension hieß, „keiner unberührt geblieben ist, der ihn gekannt hat“. Wie er sprach, klang selbst das Gewöhnliche ungewöhnlich.

Es ist schwer zu sagen, was aus der Schaefer-Schule geworden wäre, wenn das schreckliche Unglück bei Ankara sie nicht fast völlig ausgelöscht hätte. Zumindest für einen der Toten ist offensichtlich, daß er zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Ich habe es übernommen, im Rahmen dieser Gedenkfeier auch über ihn zu sprechen und möchte das an dieser Stelle tun, bevor ich zum Schluß komme.

Peter Sattler, 1930 in Berlin geboren, wurde 1955 mit einer 456 Seiten starken Dissertation promoviert, welche fünf Jahre später stark verändert und auf 109 (allerdings dicht bedruckte) Seiten zusammengestrichen erschien. Er war inzwischen als Assistent in der Heidelberger Papyrus-Sammlung angestellt, hatte einen längeren Studienaufenthalt in London bei E. G. Turner hinter sich. Erste Editionen lagen bei seinem Tod vor. Er

erwies sich schon darin als guter Fachmann. Zur Habilitation hatte er sich die vorhellenistische Monarchie vorgenommen, ein Thema, das auch Schaefer stark interessierte.

Die Dissertation stellte eine sehr eingehende Untersuchung der Politik jener Jahre dar, in denen Augustus nach seinem Sieg im Bürgerkrieg seine Herrschaft etablierte. Sattler wollte mit den vielen Klischees, etwa dem vom Friedenskaiser aufräumen. Er wünschte (ich zitiere aus der ursprünglichen Fassung), „ein Gefühl der Fremdheit und der Distanz gegenüber diesem Mann zu wecken“: „Weil wir es für angeraten halten, daß der Betrachtende, Denkende inneren Abstand hält von den ungeheuerlichen Gewalttätigen der Erde, wie Caesar Augustus einer war, um sich die Peinlichkeit der Bewunderung ... zu ersparen. Diese Bewunderung ist peinlich, weil sie nicht reziprok ist, weil der politische Tatmensch vor keinem als vor sich und höchstens noch vor seinen gefährlichsten Gegnern echter Achtung fähig ist und den Theoretiker eher haßt und verfolgt.“

Da hatten sich die Erfahrungen mit dem jüngst vergangenen Stück deutscher Geschichte niedergeschlagen. Auch in der Rede von der „peinlichen Bewunderung“, die so mancher „Theoretiker“ dem „ungeheuerlichen Gewalttätigen“ hatte angedeihen lassen. Umgekehrt erfuhr die Gegenseite, „das andere Rom“ (wie sie in Analogie zum „anderen Deutschland“ genannt wurde) Respekt. Und mit aller Deutlichkeit wurde für die Betrachtenden, Denkenden ein Rang reklamiert, wie er normalerweise immer nur den Betrachteten, den Tätern zugesprochen wird.

Es ging darum, die Opposition aufzuwerten. Ihrer Bedeutung und ihrem Recht nach. Überliefert ist aber vornehmlich, was Augustus selber tat. Insofern mußte jeder seiner Züge (wie natürlich zugleich andere Quellen) darauf überprüft werden, ob sich daraus nicht auf Widerstände schließen läßt. Die politischen Auseinandersetzungen sollten im Mittelpunkt stehen, nicht der daraus folgende rechtliche Aufbau der Herrschaft oder gar die immer wieder behauptete gut römische Gesinnung oder die staatsmännische Leistung des Machthabers. Peter Sattler wollte die politische Anschauungsweise der „Weltleute“ des 18. Jahrhunderts, eines Abbé de Vertot, eines Montesquieu, eines Gibbon und Buchholz „in aller Bewußtheit“ zur Geltung bringen. Ein Rückgriff auf einen Kreis von Intellektuellen und Gelehrten, denen sich Sattler selbst aufs engste verbunden fühlte, an denen er sich gern orientierte. Es war ihm klar, wie wenig gesicherte Erkenntnis möglich war. Aber er wollte alles durchsehen und -prüfen und ließ der augustuskritischen Tendenz gern die Zügel schießen.

Damit erregte Sattler Anstoß, zunächst bei der Publikation selbst. Schaefer hatte für die Kommission für Alte Geschichte Gelder beschafft. Es sollte eine Schriftenreihe begründet werden, die *Vestigia*. Sattlers Dissertation, die er hoch schätzte, sollte Band 1 werden. Allein, in der Kommission, besonders bei Matthias Gelzer, kam er damit nicht durch. Mag sein, daß er dann selbst fand, Sattler habe es zu weit getrieben. Mag sein, daß ihm der Gedanke an seine eigene Dissertation zusetzte. Jedenfalls mußte Sattler nicht nur kürzen, sondern auch zurückrudern. Was schließlich erschien, war eine stark abgemilderte Version, immer noch ein interessantes Stück höchst umsichtiger, kenntnisreicher, bis in jede Ecke leuchtender, die verschiedensten Möglichkeiten erwägender politischer Interpretation. Man spürt den leidenschaftlichen Schachspieler, der er war. Aber auch eine gewisse Ermattung nach einem großartigen Start.

Später formte Sattler einen andern Teil der Dissertation zu einem Aufsatz um. Da hatte er größeren Abstand gewonnen. Wieder bleibt vieles, ja das meiste mangels Quellen unfaßbar. Aber er geht sehr viel souveräner damit um. Der Reiz besteht in der Besprechung der verschiedensten Argumente. Am Ende weiß man, was man alles nicht wissen kann; was ja nicht wenig ist.

In einem Brief schrieb Sattler: „Ich finde auch, daß man sich nur darum bemühen soll, ein guter Amateur zu werden. Die Zunft der Wissenschaftler läßt sowohl nach ihren Innungs- wie nach ihren Handwerksregeln auf unserem Gebiet gerade diejenigen Anschauungen nicht zu, die wirklich wesentlich sind. Diese müssen von Amateuren kommen, können nur vom Amateurstandpunkt aus gemacht werden. Sie sind auch nicht wissenschaftlich garantierbar, sondern nur durch Einsicht, Bildung verbürgt und dadurch, daß der Urheber versichern kann, nach den seinen Äußerungen zugrundeliegenden Prinzipien gedacht und gelebt zu haben.“

Ja, es ist hier wirklich nicht nur vom Denken, sondern auch vom Leben die Rede, was für Sattlers Ernst charakteristisch war. „Für den Amateur ist nur wichtig, sich ein gutes Wissen, eine ordentliche Bildung zu verschaffen und einen kleinen Kreis Gleichgesinnter zur Diskussion zu haben. Diese drei Punkte machen die Aufgabe schwierig.“ Entweder die zunftgemäße Wissenschaft also oder das Wesentliche – da zeigt sich nicht nur die Schärfe seiner Ansprüche, sondern auch die Kompromißlosigkeit seines Denkens. Man weiß nicht, wie er sich auf die Dauer damit eingerichtet hätte.

„Die Römer und die Himmelstürmer“ heißt Peter Sattlers letzter Aufsatz; anknüpfend an das Gedicht eines Griechen, der Zeus auffordert, die Tore des Olymp zu schließen. Meer und Erde hätten die Römer schon unterworfen, bleibt nurmehr der Himmel. Was dann Anlaß ist zur Aufzählung zahlreicher verwandter Äußerungen in antiker und moderner Literatur – alles in einer stupenden Kenntnis auch entlegenster Zeugnisse bis hin zu Marx und Engels.

Peter Sattler hatte seinen Vater im Krieg verloren. Die Familie mußte aus Posen fliehen, er selbst war mit 14 Jahren notdienstverpflichtet worden, geriet kurz in Kriegsgefangenschaft und hat dann als Ältester unter mehreren Geschwistern der Mutter beistehen müssen. Er hat sehr stark Verantwortung empfunden für die Bildung der Jüngeren. Bildung aber, das hieß zunächst einmal, daß er sich selbst mit größtem Fleiß und wachsender Einsicht weithin umtat, daß er lernte (zum Beispiel viele Gedichte), daß er sich – trotz schlechter Augen – ein weit ausgreifendes Wissen aneignete. Nur eine Einzelheit dazu: Er hat uns das faszinierende Werk Ibn Chalduns nahegebracht. Er war wirklich dabei, ein großer Gelehrter zu werden, im besten Sinne des Wortes. Systematisch sah er Teile der antiken Quellen durch, weit über die Themen hinaus, die er gerade unter der Feder hatte. Schrieb längere Exzerpte in klarer Schrift in dicke Kladden. Ich besitze eine davon, wohl die letzte, sie trägt die Nummer 17 und wurde im Januar 1959 begonnen.



Abb. 11:
Dr. Peter Sattler (1930–1961)

Bei aller Jugend war er ein ernster, herber, disziplinierter Mann. Eine früh ausgeprägte kräftige Persönlichkeit. Kritisch, von aufklärerischer Ratio her seine Urteile bildend. Nicht zu Späßen aufgelegt, aber voller Witz, Ironie, auch Sarkasmus, voller Sinn für Situationskomik (und die beobachtete er gerade auch dort, wo der Bierernst der Inkompetenten aufschien; falls ihn das nicht empörte). Er war sicher der geistreichste, der begabteste und originellste unter Schaefers Schülern. Und ein wundervoller Freund.

Wenn Sattler nicht nur in der Frage, sondern auch im Urteil stark vom Erleben des NS-Regimes bestimmt war, wenn bei mir das Thema vom Untergang der Weimarer Republik angeregt war, so fragt man sich, was sich für Schaefer aus dieser Zeit an Folgerungen – aufgrund der wichtigen „Relation zwischen persönlichem Erleben und historischer Fragestellung“ (P. 435) – ergab.

Seinen eigenen Worten nach war es ein „historischer Realismus“ (P. 440.393). Die Abwendung von Klassizismus und idealisierender Betrachtungsweise. Ein schärferes, kritischeres Fragen also, Ernüchterung, Desillusionierung, auch gegenüber dem Altertum. Die – von Mommsen, aber auch von George – nahegelegte, vermutlich auch in eigenen Neigungen tief angelegte Hochschätzung großer Persönlichkeiten geriet in Zweifel, nicht freilich die des Adels. Schaefer hat ganz sicher von den Jüngeren, unter denen von vornherein sehr viel nüchterner gedacht wurde, einiges übernommen. Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang aber auch, eine Einzelheit, das mir aus Seminaren erinnerliche auffällige Interesse an einem Mann wie Theramenes, jenem herausragenden Athener, der dahin tendierte, daß die Demokratie gemildert wurde, dann aber erleben mußte, daß die, mit denen er sich dazu zusammentat, es zu weit, schließlich bis zu einem mörderischen Gewaltregime trieben. So daß er die Fronten wechselte, zunächst mit Erfolg, zuletzt mit der Folge von Todesurteil und Hinrichtung.

Damit zum Schluß! Hans Ulrich Instinsky hat in seinem Nachruf geschrieben: „Es ist, als deute sich – bei Schaefer – ein leiser Zug von Tragik an“. Immer wieder bezeugen die Freunde, wie es schon Berve getan hatte, wie „schwierig“ er war. „Zuweilen ein schwieriger Gesprächspartner. Es konnte zu Mißverständnissen und Verstimmungen kommen“ (Schmitthenner). Ehrenberg spricht von einer „seltsam verschlossenen Natur“, Ernst Forsthoff von „hochgradiger Gehemmtheit“. Gadamer nennt ihn einen „gegen sich und andere immer strengen, immer steifen, manchmal auch harten und herrischen Mann“. Doch mag das hier beiseite bleiben. Die Problematik des Althistorikers Schaefer wurde dadurch höchstens verschärft.

Letztlich lag sie, so möchte ich behaupten, in einer großen Spannung zwischen Soll und Haben. Zwischen dem, was er – von seinen Anfängen her – für notwendig halten mußte, und dem, was er leisten konnte. Im einen wie im andern ging es um beträchtliche Summen. Um es in einem etwas allgemeineren Rahmen zu sagen: Seine ausgeprägte Bildung wurzelte noch im langen 19. Jahrhundert. So auch sein Ideal, daß man das eigene Fach umfassend zu beherrschen hatte. Andererseits war, was ihn dann vorantrieb, und zwar in einer doch wirklich ungewöhnlichen Bewußtheit, die Fülle der Fragen, die das kurze 20. Jahrhundert aufwarf; sowie die daraus erwachsenden Erkennt-

nisse; samt dem existentiellen Ernst, der dahinter stand. Vielerlei Anlaß eigentlich, über das eigene Fach hinauszugreifen. Er war, wie schon gesagt, ein ungewöhnlich aufmerksamer und kritischer Beobachter der Politik; übrigens mit einem sehr wachen, kritischen Interesse an den Problemen der deutschen Teilung; wie ihm ja auch an guten Beziehungen zur Ostberliner Wissenschaft lag. Er war aber auch ein sehr eifriger Besucher von Vorträgen aus den verschiedensten Disziplinen.

Und die Weise, in der er dies alles zusammenzubringen suchte, war die der durchaus individuellen Wissenschaft einer autonomen, auf sich gestellten Gelehrtenpersönlichkeit (nicht des Sich-Verlierens in Vernetzungen). So wie er sich gebildet hatte, stand alles, was er anpackte, in Beziehung dazu. Das war imponierend, eindrucksvoll, höchst anregend und lehrreich, aber es war auch über Gebühr anstrengend.

Was Peter Sattler dem Amateur zuweisen wollte, wollte Hans Schaefer mit gutem Grund in der Wissenschaft erreichen, in bestimmtem Ausmaß geleitet durch so etwas wie Instinkt und tiefere Einsicht.

Bald nach seinem Tod begannen, und gerade von Heidelberg aus, einige der großartigen interdisziplinären Unternehmungen der alten Bundesrepublik. Die Arbeit am großen Lexikon der Geschichtlichen Grundbegriffe, Poetik und Hermeneutik, etwas später die Arbeitsgruppe Theorie der Geschichte. Mit einem, der an allen dreien früh beteiligt war, Reinhart Koselleck, hat Schaefer sich viel und gern unterhalten. Damals begann man zu lernen, was alles die verschiedenen Fächer durch bewußte Grenzüberschreitungen gewinnen konnten. Auch Carl Schmitt hatte dergleichen ja praktiziert. Aber dazu konnte Hans Schaefer wohl für sich, wohl (in manchen Brechungen) in seiner Lehre, in Gesprächen ohnehin und natürlich immer wieder noch in Anmerkungen gelangen, aber nicht darüber hinaus. Hans Buchheim hat es vor Jahren einmal so formuliert: „Was er mit schlechtem Gewissen tat, tun wir mit gutem.“ Irgendwie bewegte er sich zwischen den Zeiten. Es ist ein ganzes Stück Wissenschaftsgeschichte an ihm zu studieren.

Es gebührt ihm von seiten all derer, die bei ihm in die Schule gehen konnten, großer Dank. Man wird es auch im Namen der andern sagen können, die mit ihm in den Tod gingen.

Anmerkung

- 1 Die vorliegenden Beiträge wurden auf einer Gedenkfeier vorgetragen, die das Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik am 12. Oktober 2011 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften veranstaltet hat. Wir danken der Akademie für die Überlassung der Räumlichkeiten, Christian Meier für seine spontane Bereitschaft, an der Veranstaltung mitzuwirken sowie Maiko Rotzoll für vielfältige Unterstützung. Die biographischen Angaben zu den Verunglückten stammen, sofern nicht anders vermerkt, aus den Personal- bzw. Studentenakten des Universitätsarchivs, dem wir ebenfalls für die Kooperation und Hilfsbereitschaft danken. Die Portraitaufnahmen stammen alle aus der Universität Heidelberg, Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik.
- 2 Gekürzte Fassung. Der vollständige Text samt Anmerkungen wird im kommenden Jahr in der Zeitschrift *Klio* erscheinen. Zitate aus Schaefers Schriften: P. = Probleme der Alten Geschichte. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge, Göttingen 1963. SP. = Staatsform und Politik. Untersuchungen zur griechischen Geschichte des 6. und 5. Jahrhunderts, Leipzig 1932.